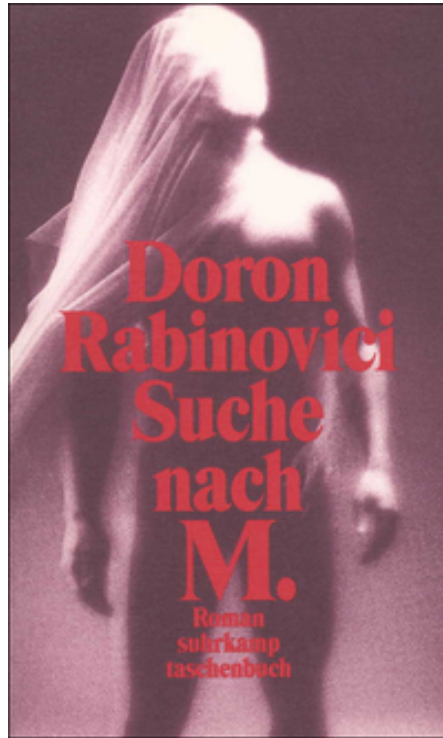


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Rabinovici, Doron  
**Suche nach M**

Roman in zwölf Episoden

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 2941  
978-3-518-39441-0

suhrkamp taschenbuch 2941

»Halb kriminal, halb surreal« erzählt Doron Rabinovicis Roman die phantastisch-reale Geschichte von Dani Morgenthau und Arieh Scheinowitz, den Söhnen jüdischer Überlebender aus Krakau. Ihr Leben in Wien bewegt sich im Bannkreis der Schuld: Dani nimmt zwanghaft jegliche Schuld auf sich, wird zum Schuldphantom der Stadt, und alle beginnen seine Enthüllungen zu fürchten; Arieh besitzt die intuitive Gabe, Schuldige aufzuspüren, ohne deren Namen oder Aussehen zu kennen, und er wird Agent des israelischen Geheimdienstes. Die Suche nach M. beginnt ...

»*Suche nach M.* ist der Roman eines geborenen Fabulierers: märchenhaft, irritierend, skurril – Bizarres aus der Feder eines poetischen Seelenwanderers, Ruhestörers und genialen Lügners.«

*Rheinischer Merkur*

Doron Rabinovici stammt aus einer ostjüdischen Familie, ist 1961 in Tel Aviv geboren und lebt seit 1964 in Wien. Er ist Historiker und streitbarer Publizist, der 1994 mit seinem Buch *Papirnik. Stories* (edition suhrkamp 1889) erstmals Aufmerksamkeit erregte. *Suche nach M.* ist sein erster Roman.

Doron Rabinovici  
Suche nach M.

*Roman*  
*in zwölf Episoden*

Suhrkamp

Umschlagfoto: Susanne Schleyer

suhrkamp taschenbuch 2941

Erste Auflage 1991

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39441-0

2 3 4 5 6 7 - 15 14 13 12 11 10

*Suche nach M.*



*Tonja* Das Café, sein Stammlokal, war ein Jahrzehnt nach dem Krieg umgebaut worden. Nichts erinnerte an die einstige Nußholzverschalung, nichts an die Nische, in der die Prinzipalin hinter ihrer gußeisernen Cassa gethront hatte. Die Wände waren geweißelt, eine Seite glänzte verspiegelt. Der Saal hatte an Weite gewonnen. Die neue Sitzbespannung war aus grünem Kunstleder. Über dem Eingang wies eine rechteckige Uhr die Zeit. Die Schirme der Wandleuchten und der Stehlampen waren aus gelochtem Metall; das Licht fiel wie durch ein Sieb. Eine Fensterfront des Cafés ließ auf die Prachtstraße der ehemaligen Residenzstadt blicken, die andere auf einen Platz und das Monument eines Antisemiten von Weltrang.

Ein Herbsttag des Jahres neunzehnhundertdrei-undsechzig. Gegen die Scheiben, die beinahe bis zur Decke reichten, prasselte Regen, dessen Schatten über den Linoleumboden und die Tische floß. Der Ober kreuzte schwarz den Saal. Das Café war überfüllt. Passanten, die vor dem Wetter geflüchtet waren, Kommilitonen der Akademie, Damenkränzchen mit aufgesteckten Hütchen, Beamte aus dem Steueramt, Taxler bei Frankfurter und Senf. Im Hinterraum spielte die Bridgerunde, er aber hatte für den Kartentisch keine Zeit, wollte bloß einen kleinen Schwarzen lang hier ausruhen, bevor er einer abendlichen Einladung nachkommen mußte.

Kaum hatte er einen Platz gefunden, nahm der Ober im Smoking die Bestellung auf. Er übergab Schirm, Seidenschal, Mantel und Hut der Garderobière, zog die Zigarettenschachtel aus seinem Gilet, dazu das Ronsonfeuerzeug.



Auf dem Weg zur Zeitungsstange, der kurze Blick in den Spiegel, und als er im Bilde war, nestelte er sein Kavaliertuch zurecht.

»Herr Doktordoktor«, rief Rudi Kreuz aus einer Fensternische: »Was machen die Geschäfte?«

»Verschreien Sie's nicht«, antwortete er leise und blickte sich um.

Rudi Kreuz stand auf, schlaksig, dürr, den Rücken gekrümmt, die Schultern eingesunken, so beugte er sich vor und flüsterte: »Obacht, Herr Doktor, den Waldser haben sie gestern kassiert.«

»Kassiert?«

»Den Waldser«, wiederholte Kreuz.

»Hier liegt eine Verwechslung vor, Kreuz. Ich heiße nicht Waldser.«

Kreuz schwenkte seine rechte Hand, ließ sie dahinsiegle, sagte leise: »Die Zeiten sind nicht mehr so ... Herr Doktor. Ich weiß schon, Ihnen geht es ja gut.«

»Und ob.«

»Eben deshalb. Wir müssen jetzt alles an die Oberfläche bringen. Wirtschaftswunder, nicht wahr, Herr Doktor, und die Zeiten sind nicht mehr so ...«

»Sie bringen da etwas durcheinander, Kreuz. Das sind vielleicht Ihre, aber nicht meine Probleme. Außerdem. Ruhig Blut. Alles ist absetzbar, Kreuz. Auch ich. Mich hält hier nichts.«

Kreuz lächelte: »Herr Doktor wollen uns wieder verlassen?«

»Wie meinen, Kreuz? Wieder?«

»Ich mein ja bloß.«

»Ach, ja. Na, wenn Sie bloß meinen«, murmelte Jakob Scheinowiz, lächelte bitter und wandte sich ab.

Kreuz rief ihm nach: »Habedieehre, Herr Doktor. Nichts für ungut.«

Scheinowiz ging zögerlich weiter, starrte vor sich hin, wollte keinem weiteren Bekannten begegnen. Mit einem Mal aber sah er in das vertraute Gesicht eines alten Mannes; weißhaarig, mit Stoppelbart. Seine einstmals korrekte Garderobe schien nachgewachsen, über ihn hinauszuragen. Der Hemdkragen, durch keine Krawatte eingeschnürt, die Ärmelmanschetten waren verschlissen, faserten aus, schlenkerten um Hals und Hände.

Der Greis lächelte auf, stolperte ihm entgegen, und Scheinowiz, die Augen zur Decke, wußte bereits, wovon der Alte wieder sprechen, daß er ihn wie bei jedem Treffen verwechseln würde mit einer Gestalt aus seiner Vergangenheit.

»Gutentag«, sagte der Mann und: »Hören Sie, die Druckerei – ja? – hätten Sie nicht verkaufen sollen. Das war, ich habe es Ihnen schon damals gesagt, der entscheidende Fehler. Danach ist das ganze Unglück losgegangen. Ich habe Ihnen geraten, nicht verkaufen, aber Sie haben nicht gehört auf mich.«

Oft hatte Jakob ihm bereits widersprochen, klargestellt, daß er nie eine Druckerei besessen, nie eine verkauft hatte, doch seine Berichtigungen blieben zwecklos, waren erst nach mehrfachem Beteuern verstanden, sodann ungläubig angenommen worden, um bei der nächsten Gelegenheit wieder vergessen zu sein.

Seit einigen Wochen leistete Scheinowiz keine Widerrede mehr. Er verzog die Mundwinkel, als ärgere er sich über seinen vermeintlichen Irrtum, nickte mehrfach und klopfte dem älteren Herrn mit einem

»Sie haben recht« auf die Schulter und kehrte sich ab.

Der andere bemerkte: »Habe ich doch gesagt. Sie hätten nicht verkaufen sollen. Die Druckerei.«

Als er wieder am Tisch saß, den Mokka schlürfte, überflog er Schlagzeilen. »Madame Nhu mißtraut der Regierung Kennedy« und »In Iran wählten zum erstenmal Frauen«. Zwei der zweihundert Mandate waren nicht der Regierungspartei zugefallen.

Da es bereits zu spät war, um pünktlich zur Einladung zu erscheinen, blieb er sitzen, las einen Artikel über Chruschtschow und bestellte noch einen kleinen Schwarzen.

Als der Ober servierte, zahlte Scheinowiz, stürzte den Kaffee hinunter, um zur Garderobe zu eilen.

Im Ausgang spannte er den Schirm auf.

Wenige Häuserblöcke und ein Stiegenhaus später öffnete ihm Rita Fischer die Wohnungstür. Sie sagte: »*Git Jontef, Jakob*«, und: »Schön, daß du doch gekommen bist«, und: »*Schana Tova*. Wie geht es dir?« Bevor er antworten konnte, rief sie: »Naß bist du!«

Scheinowiz erwiderte die traditionellen Grußformeln, blieb karg, hielt sich fern.

Jene Paßworte, jene Losungen der Hohen Feiertage vermochten ihn ihrer Überschwenglichkeit wegen zu amüsieren, rührten ihn jedoch, denn sie nahmen ihn auf in die Feststimmung.

Er wählte die ausgefalleneren, orthodoxeren Floskeln. Sprach er diese Worte, war ihm, als fände er eher Einlaß in eine Welt, die ihm seit langem schon nicht mehr zustand, in der er vielleicht nie – oder bereits

immer bloß als Fremder – gelebt hatte. Ihm schien, hier habe er ein sicheres Heimatrecht, ohne gleich in die Pflicht genommen zu werden, hier könne nur einer, nur er selber sich als unzugehörig ausweisen und kein anderer ihn. So unterwarf er seinen Spott an wenigen Abenden des Jahres der Mimik des Glaubens.

Scheinowiz sagte: »Es regnet. Komm ich zu spät?«

»Nein, gar nicht. Wir gehen eben zu Tisch«, antwortete Rita um ein Lächeln zu höflich. »Bin ich also doch der letzte«, fragte er.

»Du weißt, das ist heute kein Thema. Wir warten, bis der letzte von seiner *Schil* hier ist. Im Tempel waren sie schon sehr früh fertig.«

Scheinowiz verschwieg, daß er seiner inneren Einker im Kaffeehaus nachgekommen war.

Von den dreizehn anderen Gästen kannte er zwölf, vier Ehepaare und einiges an Nachwuchs. Rita Fischer begann sogleich von der Unbekannten zu schwärmen: »Sie stammt ebenfalls aus Krakau und ist erst seit wenigen Wochen in der Stadt. Sie lebt in Tel-Aviv. Eine gebildete, angenehme Dame. Du wirst sie mögen. Soll ich sie dir vorstellen?«

Scheinowiz schüttelte den Kopf: »Rita, sag mir nicht, daß du einen *Schiddach* vorhattest. Du weißt, wie sehr ich diese Arrangements hasse. Das paßt doch gar nicht zu dir, meine Liebste.«

Sie errötete, ärgerte sich über die Widerborstigkeit des Freundes, der ihr in letzter Zeit seltsamer schien. »Ich hatte gar nichts vor, Jakov. Tonja ist einfach sehr nett; ich wollte sie dir vorstellen.«

»Bloß nicht«, sagte er. »Bekannt mach ich mich, mit wem ich will.«

Am liebsten wäre er nun sogleich wieder gegangen, wollte nicht in familiäre Vorkehrungen eingesponnen werden. Auch war Scheinowiz insgeheim überzeugt, daß eheliche Bindungen bloß Anfängern zustünden – und zwar aus demoskopischen Gründen – oder allenfalls dem vorgerückten Alter zur wechselseitigen Versicherung.

Noch zerstreute er sich in Liebschaften, die jedoch seit längerem anstrengend zu werden, ihn aufzubrauchen drohten; Amouren mit leidlich aushaltbaren Frauen, in die er sich zu verlieren mußte.

Viele andere seiner Bekannten hatten, sobald sie konnten, nach der Befreiung aus den Lagern geheiratet. Solche Ehen zweisamen Leids fürchtete er, schienen ihm eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sie hätten sich, so meinte Scheinowiz, in Not gefunden, hätten sich abgefunden.

Er glaubte nicht, was verloren war, in anderen aufheben, wieder wundersam ergänzen zu können, meinte vielmehr, daß all die Verluste bloß beidseitig verdoppelt würden.

Allerdings wäre ihm nie eingefallen, die Suche nach bürgerlicher Normalität zu verurteilen. Das Recht auf Reparationen erkannte er an, doch er wollte es nicht für sich beanspruchen. Auch wußte er, daß Nachkommenschaft vielen jenes einzige Gefühl des Sieges über die Vernichtung ermöglichte, das er sich gänzlich verwehrte. Er wollte nichts mehr hoffen.

Leon Fischer begrüßte ihn lautstark. Der Gastgeber kannte seinen Freund noch aus Krakau, bewunderte dessen Bildung und einstige akademische Karriere.

Nichts von dieser Laufbahn, die den antisemiti-

schen Verhältnissen in Polen und den Quoten, dem Numerus clausus für Juden, abgetrotzt war, konnte Scheinowiz nun für sich beanspruchen. Er versuchte, weder mit seinen einstigen Titeln aufzutrumphen noch Anschluß an der Universität zu finden. Er wollte sich nicht zurechtfinden in der Welt, bloß in ihrer Alltäglichkeit auskommen, ihr entkommen.

Leon Fischer wechselte ins Polnische: »Du hast gehört? Waldser ...«

»Das war vorauszusehen«, antwortete er und: »Vor Kreuz muß man sich in acht nehmen. Mach bloß keine Geschäfte mit ihm.«

»Was hat der Kreuz damit zu tun?« Daraufhin Scheinowiz: »Kreuz ist ein Denunziant«, aber Fischer widersprach: »Dafür ist er viel zu dumm.«

»Umso schlimmer, denn dann hat der Idiot nicht mal was davon. Er spricht zu viel. Mach bloß keine Geschäfte mit ihm.«

Fischer schüttelte den Kopf. »Seit wann mach ich Geschäfte mit Kreuz?«

Leon Fischer war seriös geworden, war um seine Hüften in die Breite gegangen. Unter seinem Anzug spannten die Hosenträger und seine Haut war von fischiger Blässe. Der einstmals jugendliche Schelm mit den auffallend geschwungenen Lippen war zu neuer Form aufgelaufen. Früher hatte sein Antlitz ein leises Lächeln umspielt, leicht, wechselnd, nun schien es eingemeißelt in seine Backen, als wäre von aller Unbekümmertheit bloß eine Spur verblieben.

Fischer sagte: »Was mich mehr interessiert, ist Maria-Theresia noch aktuell?« Scheinowiz murmelte: »Sie heißt Marie-Therèse.«

»Nu, dann Maria-Therèse. Was ist mit ihr?«

»Was soll sein«, und dann: »Nein, mit der ist schon längst nichts mehr.«

»Wunderbar«, befand Fischer, aber Scheinowiz: »Ich bin da in einer verworrenen Geschichte. Frag mich nicht. Reden wir über etwas anderes.«

»Schon wieder?« fragte Fischer, worauf Scheinowiz preisgab: »Eine Gesangsschülerin. Neunundzwanzig.«

Fischers Blick traf ihn, und Scheinowiz, achselzuckend, erklärte: »Ich weiß selber nicht, was ich an ihr finde.«

Der Gastgeber sagte: »Du weißt nicht, was du an ihr findest? Ich bitt dich, dann such nicht einmal danach. Du bist dreiundfünfzig, hast genug mitgemacht... Du trinkst auch, rauchst zuviel, schläfst nicht genug und machst dich krank mit deinen Verrücktheiten. Normalisier dich, Jankel, sonst verlierst du den Boden unter den Füßen.«

»Sie übertreiben wieder maßlos, Herr Generaldirektor«, sagte Scheinowiz auf deutsch und fischte Zigarettenschachtel sowie Feuerzeug aus dem Sakko, da rief Rita die beiden zum wiederholten Male zu Tisch.

Im Eßzimmer waren alle Gäste bereits versammelt, standen unschlüssig umher, wurden von Rita auf ihren jeweiligen Platz verwiesen. Der Raum war durch einen Luster erleuchtet, das Parkett unter orientalischen Teppichen verborgen, die Fenster blieben samten verhangen, die Tapeten blühten in Blau, der Tisch war üppig gedeckt, und die Register an Besteck umrahmten das Porzellangeschirr.

Scheinowiz war bisher kaum aufgefallen, war vom Vorzimmer aus eingetreten, während alle Aufmerksamkeit Rita und der Sitzordnung gegolten hatte. Er wurde von einzelnen begrüßt, still, als dürfe während der Platzzuweisung nicht getratscht werden.

Mißmutig erkannte er, daß er fernab seiner engeren Freunde und gegenüber der Unbekannten gesetzt wurde. Leon Fischer war weit, Scheinowiz saß neben Ritas Tischende, umzingelt von den Langweiligsten der ganzen Gesellschaft und deren Kindern.

Er überlegte, wie er das Festmahl schnell wieder verlassen könnte, da sah er Tonja.

Tonja Kruzki hatte die polnische Männerstimme im Gang sogleich aufhorchen lassen. Tonfall und Sprachstil waren ihr vertraut; in diesem Klangraum hatte sie einst gelebt.

Sie hatte den letzten Gast nicht in das Eßzimmer treten sehen. Als sie Platz nahm, lächelte sie kurz auf, um ihn zu grüßen, doch sein Blick ließ sie bloß zunicken, still, schnell.

Der Fremde starrte sie an, als zürne er ihr, als verachte er sie oder forsche angestrengt, wer sie sei, oder als glaube er, sie zu kennen. Auf eine unbestimmte Weise schien sie ihm nicht geheuer. Tonja versuchte sich zu entsinnen, ob sie dem Mann nicht bereits begegnet wäre, betrachtete sein einst blondes Haar, seine blaugrauen Augen. Sein Antlitz war geknittert, wirkte verzogen, durch eine Narbe auf der linken Wange entstellt, doch keineswegs zerstört.

Eine Erinnerung saugte sich allmählich in ihr fest.



Rita Fischer war zufrieden. Die *Krepplachsuppe* war serviert, ihr Mann hatte den koscheren Rotwein eingeschickt, Anna – das Dienstmädchen half ihr heute aus – reichte mit der Schüssel in der Hand nach, und Rita konnte sich kurz zu ihren Gästen setzen.

Lächelnd heimste sie alles Lob für ihre Kochkunst ein. Die Runde unterhielt sich über abwesende Töchter und Söhne, über Zukunftsaussichten, über Studien, über Sprachkurse in Israel.

Dann schaute sie auf Tonja, auf Jakov. Ihre Blicke hatten sich ineinander verfangen, als wären die beiden allein im Lichthof zweier Scheinwerfer. Nie zuvor hatte sie Jakob Scheinowiz so gesehen. Forsch, fordernd starrte er auf Tonja, ließ sie nicht aus den Augen. »Bekannt mach ich mich, mit wem ich will.« Rita Fischer war zufrieden.

Später – das Gespräch kochte auf – war von einem Prozeß gegen einen Naziverbrecher und vom Freispruch die Rede. Ein Tribunal gegen die Opfer sei aufgezo-gen worden. Die Justiz decke die Mörder, die Politik ihre Henkershelfer. In diesem katholischen Land standen einander alle wechselseitig in der Schuld, dem jeweils anderen die Absolution zu erteilen, solange er nur nichts beichtete. Scheinowiz sagte bloß: »Jeder schweigt von etwas anderem«, dann verstummte er und schaute wieder auf Tonja.

Die Runde sprach weiter, sprach von der jüdischen Gemeinde, daß sie zu still bliebe, beklagte, daß nichts geschähe, alle Verbände unter allgemeiner Teilnahmslosigkeit litten. Es fehle der eigenen Führung an Tatkraft und der Gemeinde an Ordnung, verkündete Berger, worauf die anderen skeptisch schmunzelten.

Scheinowiz sagte bloß: »Wir sind Träger einer großen Tradition – einer ist träger als der andere.«

Danach – alle hatten sich in den Salon zurückgezogen – blieben nur Tonja und Scheinowiz bei Tisch. Ihr Gesicht, ebenmäßig, streng, war geschminkt, leicht gepudert. Ihr Haar, nach hinten gekämmt, lief im Nacken aus, war brünett gefärbt. Sie strich mit der Zunge über ihre Oberlippe, meinte auf polnisch: »Nur, damit wir nicht bis morgen hier sitzen. Ich glaub, ich bin's«, hierauf er: »Du bist's? Tonja ...«, und ihre letzten Zweifel verflogen, als sie leise nickte und er nachsetzte: »Tonja, ich bin's, wenn du's bist. Ich dachte ...«

Sie sagte: »Ich glaubte auch, sie hätten dich umgebracht. Du wurdest doch in einer der ersten Aktionen aufgegriffen«, und dann: »Fragst du nicht nach unserer Tochter?«

Scheinowiz blickte in den Kaffee, schwieg eine Zeit lang, flüsterte: »Ich hab mich nicht getraut. Was ist mit ihr?«

»Wir haben zusammen überlebt. Gitta ist verheiratet, hat ein Kind. Es geht ihr gut.«

Scheinowiz blieb stumm. Tonja fuhr fort: »Sie hat dich nicht vergessen. Wir sprechen nie über dich, aber ich glaube, es tut ihr noch heute leid, daß ich dich verlassen habe. Henryk wurde nie ihr Papa.«

Er räusperte sich, öffnete die Zigarettenschachtel und fragte: »Und Henryk?«

»Ihn haben sie ermordet. Im Lager.«

»Und warum hast du mich verlassen?« wollte er wissen.

»Das ist doch lange her, über zwanzig Jahre«, aber

dann: »Du warst ein Träumer. Außerdem war ich verliebt – in Henryk. Mit dir hätte ich alt werden können, aber ich wollte jung bleiben.«

Er ließ nicht locker: »Tut es dir nicht leid?«

Sie lächelte. »Daß ich alt geworden bin? Nein, das tut mir nicht leid.« Er lachte bitter, zündete sich eine Zigarette an: »Ich habe mir gewünscht, du würdest zurückkehren. Zu mir.«

Ob er denn nicht wisse, fragte sie, weshalb sie zueinander gesetzt worden seien, daß sie nun beide frei wären. Sie schmunzelte leichthin, saß aufrecht, wies ihn zurecht, nein, er möge nicht von Wundern, nicht von Träumen reden, versuchte seine eifrigen Bekundungen zu mäßigen, wiederholte, er solle ihr nicht von damals sprechen. Wenn er wolle, könnten sie leishin von neuem beginnen.

»Es geht nicht«, erkannte Scheinowiz mit einem Mal, und als sie nicht begriff: »Ich kann nicht. Ich wünschte, du wärest meinerwegen wiedergekehrt. – Versteh doch. Wenn du nur durch Zufall zurückkommst, muß ich den Nazis dankbar sein, daß sie meinen Konkurrenten umgebracht haben.«

Einige Momente Schweigen, dann erklärte sie mit vereister Stimme, als gälte es mit Sorbet einen würzigen Nachgeschmack zu vertreiben: »Du hast recht, es kann nicht sein, weil du derselbe geblieben bist. Immer noch ein Träumer. Du hast nichts begriffen«, und er: »Ja, und du hast dich auch nicht verändert, meine Liebe, hast mich nie verstanden, nie geliebt.«

Seinen Wunsch, die Tochter dennoch wiederzusehen, schlug sie aus: »Ich will das nicht. Du bist eine Gestalt der Vergangenheit – für mich und für sie, über

die wir nicht reden. Sie gedenkt deiner als liebenden Vater, als Mann ihrer Mutter. Der Erinnerung zu begegnen, heißt sie zerstören.«

Als er weiterhin seine Rechte einklagte – »Gitta ist meine Tochter, Tonja« –, forderte sie ihn ruhig und bestimmt auf zu gehen. Scheinowiz aber blieb sitzen, rauchte eine Zigarette an, lächelte mit einem Mal spitz auf, kniff die Augen zusammen, sah sie lange an, sagte freundlich: »Tonja, kennst du den Unterschied zwischen Juden und Engländern? – Engländer gehen von einer Party, ohne sich zu verabschieden. Juden verabschieden sich, ohne zu gehen.«

Tonja Kruzki saß reglos, sie lachte nicht. Sie kramte den Handspiegel aus ihrer Tasche, klappte ihn auf, reckte ihren Kopf hoch, rieb die Lippen aneinander. Dann ließ sie den Spiegel wieder zuschnappen, packte ihn weg, schaute endlich wieder zu Scheinowiz, als hätte sie ihn zwischendurch vergessen, schlug die Augen nieder und sagte: »Du warst immer ein vollendeter Gentleman. Wähle die englische Variante. – Bitte. Geh.«

Nachdem Scheinowiz verschwunden war, schaute Rita Fischer ins Eßzimmer. »Wo ist denn dein Tischnachbar?«

»Er mußte nach Hause gehen«, erklärte Tonja.

»So? Ich dachte, ihr hättet euch gut unterhalten.«

»Nein, wir waren uns ganz fremd«, sagte Tonja leichthin und wollte aufstehen, sich jedem weiteren Gespräch entziehen.

Rita staunte: »Merkwürdig; ich glaubte, ihr hättet viel gemeinsam, hättet euch viel zu erzählen. Jakob stammt ja auch aus Krakau ...«

»Jakov«, entfuhr es Tonja, »sagtest du: Jakov?«

»Natürlich. Jakov. Doktordoktor Jakob Scheinowiz. Ein Freund meines Mannes«, stellte die Gastgeberin fest, und mit einem Mal bemerkte sie, daß Tonja nunmehr verändert schien.

Tonjas Lider flatterten, sie falzte unentwegt die Serviette, klopfte mit ihr auf den Tisch. »War er verheiratet? War Jakob Scheinowiz verheiratet, Rita? Hatte er eine Tochter?«

Rita rief nach ihrem Mann, rief ungewöhnlich laut und gestreng, so daß er verstört heraneilte. Leon Fischer, die Wangen weinrot angelaufen, sagte: »Ja, Jankel war verheiratet. Das ist aber schon Jahrzehnte her, Tonja«, und eindringlicher: »Er lebt alleine. – Wo ist er überhaupt?«

Er habe fortmüssen, sagte Tonja, nahm miteins Pillen aus ihrer Tasche, schluckte sie, trank dazu Wasser, fragte nach dem Namen der Frau, nach ihrem Schicksal, ob Scheinowiz Kinder gehabt habe.

Leon Fischer erzählte: »Hannah, Hannah Scheinowiz, eine schöne Frau. Die Tochter hieß Chava. Hannah hat ihn vor dem Krieg schon verlassen«, er nickte leicht und wurde leiser: »Wegen eines anderen. Sie und die Tochter, sie wurden beide umgebracht. – Ist er also gegangen, ohne sich zu verabschieden.« Er schüttelte den Kopf, seufzte: »Früher hättest du ihn kennen sollen. Studierte Anfang der Dreißiger in Wien und Berlin. Ein doppelter Doktor, Germanist, Lektor an der Universität. In Krakau. Später war er auch im Sozialdienst des Ghettos tätig. – Warum fragst du? Glaubst du, seine Frau gekannt zu haben?«

Tonja Kruzki zuckte die Achseln, sie verneinte